

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 15. Juni 1916

Der Weise von der Hoggasse

Von Gustav Schröder.

Der alte Hillmer von der Hoggasse hat etwas von einem Patriarchen. So mag wohl Abraham gewesen sein, so groß, so aufrecht, mit guten, klaren Augen und langem, schlichtem Greisenhaar. Einen Bart wird der Abraham gehabt haben, so einen, der in silberner Welle bis auf die Brust herabreicht. Den besah der Hillmer nicht. Er war ganz glatt im Gesicht und einen langen Mantel, wie weiland der Erbauer, trug er auch nicht, dafür aber den altväterischen, langen, blauen Schoprod mit silbernen Knöpfen. Den legte er an, wenn er in die Kirche ging. Eine Hagar hatte der Alte neben seiner Susanne nicht gehabt. Vielleicht, daß er eine genommen hätte, wenn ihm der Erbe verjagt geblieben wäre. So ein Bauer, der ein Reis an einem Jahrhunderte alten, knorrigen Stamme ist, der ist um des Hofes willen zu viel zu sehr. Aber der Erbe war da, hand derzeit in Frankreich und hatte selber schon ein Söhnlein von fünf Jahren.

Susanne Hillmer, das Weib des alten Wilhelm Hillmer, lag lange auf dem Friedhofe, in dem harten Kampfe gegen den Geistlichen in der Stadt drunten behauptet hatte. Da war der Bauer gar in die Hauptstadt gefahren. „Wir wollen einen Friedhof haben, einen Gottesacker unter den Getreidefeldern, die man doch gemeinlich nicht für Gottesäcker ansieht, ob sie es schon sind“, hatte er gesagt, „warum sollen, so im Winter zum Beispiel, zwanzig, dreißig Leute mit einer Leiche, der sie die letzte Ehre antun wollen, den fast drei Stunden weiten Weg machen und sich so viele dem Krankwerden aussetzen, wenn von der andern Seite her nur ein einzelner zu kommen braucht, der einen Weg hat, sich warm einzuhüllen, und der sich fahren lassen kann, von mir oder einem drunten. Und dann: ich meine, so ein Friedhof, an dem man alle Tage vorübergeht, der im Sommer voller Blumen steht und im Winter schier aussieht wie ein Feld, in dem der Sommer schlummert — denn bei uns schneien auch die Kreuzigen mit ein — der hat allerlei zu sagen, das man sich wohl annehmen darf.“ — Er hatte es durchgesetzt, daß die Hoggasse einen Friedhof bekam, und die erste, die sich darin zur Ruhe legte, war Susanne Hillmer. Jetzt hat sie schon Gesellschaft reichlich genug.

Der Hillmer ist ein wohlhabender Mann, und mancher würde sich an seiner Stelle Gutsbesitzer nennen. Hundertfünfzig Morgen umfaßt sein Weid und ist damit fünfmal so groß als der aller übrigen auf der Hoggasse Angehörigen zusammen. Außer dem Hillmer-Hofe sind noch acht Anwesen, kleine, niedrige Hütten, in denen schlichte Leute wohnen, die auf dem Hofe arbeiten. So ist der Hillmer wirklich wie ein Patriarch unter dem Häuflein Menschen, deren Dasein von ihm abhängig ist. Es ist unter solchen Umständen gewiß nicht leicht, mit den Leuten, nicht nur neben ihnen zu leben. Aber das versteht der Hillmer. In der Stadt nennen sie ihn den Weisen von der Hoggasse.

Einige Besonderheiten hat er. Er dichtet und ist ein Sternrunder. Seine Gedichte stehen in keinen großen Blättern, nur im Kreisangeiger, der drunten im Städtlein erscheint. Es sind schlichte, kleine Verse, so zu Weihnächten oder zum Erntefest geschrieben, aber sie sind sauber und es liegt Verstand darin und Herz. Dann guckt er dem alten Herrgott gerne an seinem Sternenhimmel zwischen die Finger. Etliche Hundert Mark kostet das große Fernrohr, das Hillmer im Garten aufstellt und hinter dem er in Sommer- und Winternächten hockt. Er weiß am Himmel Bescheid wie ein anderer auf seinen Feldern. Seine Liebhaberei hat ihm schon manchen Besuch eingetragen, viel solchen, über den er gelacht hat, indes doch die Besucher meinten, Grund zum Lachen zu haben — und auch solchen, dem er sein graues Haupt lauschend entgegen neigte, weil er meinte, noch allerlei lernen zu können.

Der Weise von der Hoggasse liebt die Leute ihres Weges gehen. Er guckt keinem in den Kopf und auf den Oberboden, aber er war da, wenn einer ein Anliegen hatte. Und auf der Hoggasse war es wie überall. Sie sanken sich und vertrogen sich. Die Feindschaften waren klein und brachen meist schon über Nacht knisternd in sich zusammen.

Des Alten Schwiegertochter, die Annemarie, war eine von den Raschen und Aufrechten. Groß war sie, schier so groß wie der Alte, rasch bei der Arbeit und rasch mit dem Munde. Und so geschah es, daß sie sich nicht gar selten einmal mit den Leuten neckte. Neuerdings wieder mit der Frieda Wagner, deren Häuschen als letztes in der Reihe und noch dazu drüber über dem Wildbache lag. Auch die Frieda war ein junges Weib, frisch und mit flinker Zunge. Der Wagner, der derzeit gegen Russland lag, hatte sein Weib aus der Stadt geholt. So spulte manches in ihrem Kopfe, was sich nicht in die altväterischen Zustände der Hoggasse einfügte, scharfartig war und leicht verlegte. Und als es einmal um Haben und Nichthaben mit der Annemarie Hillmer zum Reben kam, da schüttelte die Frieda Wagner eine ganze Flut zorniger Worte über das Weib des reichen Bauern. Die gab reichlich zurück, und so war der Reib da. Und es war ein Reib, über den man nicht mit einem Schritte hinwegkam. Da mußte man schon einen herzhaften Satz machen.

Annemarie klagte dem Schwiegervater, was ihr von der andern widerfahren war. Der lächelte: „Brennt jetzt die ganze Welt, warum nicht auch die Hoggasse!“ Erst stuzte Annemarie, dann eiferte sie: „So nehmt Ihr das? Ich bin doch in meinem Rechte.“ „Aber freilich bist du im Rechte“, sagte der Alte.

„Also.“
„Soviel sag' ich auch.“
„Wollt Ihr mich norren?“
„Gar nicht, aber ich denke nur dran, wie das wieder gut werden soll.“
„Gut werden Sie wird wohl kommen.“

„Das wird sie wohl — halt auf den Hof natürlich.“
„Ja... habe ich gekündigt.“
„So, ja. Das geschieht leicht einmal. Ich werde im Vorbeigehen einmal bei ihr ans Fenster klopfen und fragen, ob sie wieder Arbeit sucht, die Frieda. Ja und nun...“
„Aber Vater!“

Er murmelte vor sich hin. „Jetzt muß sie aber schon etwas rechtschaffen Gutes tun, die Annemarie, daß sie das wieder eintrinkt.“
„Was sagtet Ihr?“
„Daß du mir nachher helfen kannst, die Gläser im Korb zu putzen. Du hast eine leichte Hand.“ — Und — da fällt mir etwas ein. Hah! ich die vielleicht schon vom Bastian Rother erzählt?“

„Mein.“
„Ich hab' auch einmal eine Dummheit gemacht, das heißt eine große, kleine gar viele.“
Die Annemarie sieht ein wenig verdrossen hinter dem Tische nieder. Sie hat doch keine Dummheit gemacht, aber da ist mit dem Vater nicht zu rechten. Der hat seinen eigenen Kopf. Sie horcht ein wenig widerwillig auf.

„Es war gegen den Winter hin, lag schon viel Schnee auf dem Kamme droben und da unten bei uns. Da kommt ein warmer Wind geflogen, der singt und geigt um die Häuser, bläst dem Winter allerlei Schelmerereien in die Ohren, und der kann sich nimmer halten. Es fliehet und fliehet, völlig, als ob der Weibsbart Tränen lache über den nährlichen Arel, dessen Zeit doch eigentlich das Frühjahr ist und — vergeht von heute zu morgen. Hernach besinnt er sich, daß er sich hat überdöseln lassen. Ist das ja nun zu spät, aber nun läßt er seine Wut aus, mit Krachen und Donnern im Wildbache. Schier gebrüllt hat der Bach. Um dieselbe Zeit gehe ich aus, nach den Erden zu sehen, die ich abgeschlagen. Liegt da ein Stamm halb im Wasser, ich zieh' rutsch, und heidi geht die Fahrt abwärts. Krieg' da eine Kopfnuß und dort eine, rette mich aber gegen das Ufer. Das ist hoch. Ich bin matt geworden und kann nicht heraus. Da kommt einer des Weges daher und der — kommt aus dem Gefängnis. Der Bastian Rother war es, und der ihn hatte einsperren lassen, das war ich. Fünf Garben Weizen hatte er mir gestohlen. Steht mich der Bastian, kommt getarnt, lacht und streckt mir die Hand hin. Ho, Bauer, luff, hopp! Heraus war ich.“

„Ja, und der Bastian?“
„Der hat — gelacht, und ich hab' mich geschämt, daß ich im Sommer so dumm gewesen war.“
„Wenn doch aber der Bastian gestohlen hätte.“
„Freilich, freilich. Und das hab' ich ihm ausgetrieben.“
„Wie sich das gehört!“
„Freilich, Annemarie, freilich. Gleich am anderen Tage hab' ich

ihm einen Morgen Land mehr gegeben, daß er bauen konnte, was er mit seinen Kindern brauchte. Hernach hat er nicht mehr gestohlen.“

Da geht die Annemarie stille hinaus, und der Schwiegervater lächelt vor sich hin.
Anderen Tages ist die Frieda Wagner wieder auf dem Hofe, aber die zwei Frauen gehen unfrei einander vorüber. So, als ob sich jede schäme. Hatte der Alte auch vor Frieda Wagner in seiner feinen Weise etliches gesagt.

Gegen den Ausgang des Sommers legt das schlimmste Regenwetter ein, das im lieben Vaterlande der Ernte so arg mitgespielt hat, gerade jetzt im Kriege, wo doch jedes Korn ein Vaterunser ist. Eine ganze Weile hat die dürrer Erde den Regen in tiefen, durstigen Rügen getrunken. Hernach aber war es plötzlich genug, wie wenn ein Maß voll ist und das, was noch hinzutritt, überläuft. Der Wildbach schwillt an im Handumdrehen. Das Brüdlein, das über den Bach nach Frieda Wagners Häuslein führt, reißt das Wasser fort, steigt und giert auf das Haus.

Die Frieda arbeitet auf dem Hillmer-Hofe, und als sie gegen den Mittag heimgeht, um nach ihren zwei Kleinen zu sehen, da sieht sie die Brüden am Fenster die Händelein reden, und — das Wasser brüllt ihr zu Füßen. Sie schreit laut auf, aus andern Häusern rennen Leute herzu, und einer ruft es auf dem Hillmer-Hofe durch die Tür, daß Frieda Wagners Kinder am Ertrinken sind. Die junge Mutter will sich in das Wasser stürzen, aber sie halten sie zurück. Darin kann nicht einmal ein starker Mann stehen.

Annemarie Hillmer steht neben Frieda Wagner, faßt ihre Hand, hält sie fest und zittert. Dann ist sie fort aus dem Häuflein Leute, unter dem taum drei Männer sind, und von denen ist keiner stark.

Der alte Hillmer läßt eine Erle umschlagen gegen den Bach hin, daß man so eine Brücke gewönne, aber das Wasser faßt den Baum, wirft ihn herum und legt ihn am Ufer dar. So war's umsonst — und das Wasser steigt.

Annemarie Hillmer leucht gegen die Berge. Immer höher hinauf, immer höher. Da ist eine Stelle, an der das Wasser wie in einem Graben zwischen Felsen hindurchschießt. Es schäumt und gurgelt, aber Annemarie springt in mächtigem Saue. Da ist sie drüber, jauchzt, rennt talwärts und eilt auf das Häuslein zu. Schier wie ein Geiß taucht sie drüber aus dem Walde auf. Dann sieht man sie drinnen die Kinder herzu und trösten, sieht, wie sie lächeln und sich die Tränen trocken. Im Stüblein war das Wasser schon so gestiegen, daß es der jungen Bäuerin über die Schuhe ging. Es wuchs noch eine Weile, aber das Häuslein stand, und am Abend schimmerte daraus freundlicher Lichtschein über das Wasser. Am dritten Tage schlugen die Leute wieder ein Brüdlein. Auf dem ging Annemarie Hillmer, ein Kind an der Hand, Frieda Wagner entgegen. Die konnte nichts sagen, aber ihre Augen waren so demüthig und dankbar, daß Annemarie rot wurde und abwehrete.

Drüber aber stand der Schwiegervater und hielt ihr den eigenen Vusen entgegen. Nun lachte Annemarie, als wäre sie noch langer Zeit von etwas frei geworden, das sie doch recht bedrückte hatte.

Unterwegs jagte der Alte: „Aber gerächt hast du dich an der Frieda Wagner, grünlich und lach' immer!“ Die Schwiegertochter sagte: „Gerade wie Ihr am Bastian.“
„Schau, schau“, sprach der Bauer und zwinkerte mit den Augen.

Nun kam der zweite Kriegswinter. Ein einsamer Winter. Bevor es einschneite, ging Wilhelm Hillmer noch einmal in die Stadt zur Kirche. Da predigte der Pfarrer von den ersten Christen. Jetzt sei Krieg, sagte er, und fragte dann, ob man nicht ein wenig heute wieder nach der Alten Weise leben könne, so einer für den andern. Wilhelm Hillmer nickte vor sich hin.

Nach dem Gottesdienste reichte er draußen dem Pfarrer die Hand und sagte: „In der Stadt wird das wohl nicht gehen, Herr Pfarrer, aber auf der Hoggasse.“
„Ja“, rief der Pfarrer rasch, „da ist nur einer!“
„Ah nein, Herr Pfarrer, da sind ein ganzes Häuflein.“
„Ich sag', da ist nur einer!“
„Und der ist darnach“, lachte der Weise von der Hoggasse, und es klang geringschäßig.

„Und der ist darnach“, wiederholte der Pfarrer, und es lag eine hohe, freudige Achtung darin.

Auf dem Heimwege ließen die Gedanken den Bauern nicht los. Man müßte die Leute mehr zusammenhalten in heutiger Zeit, baute er inwendig auf. Es trägt sich leichter, und es fördert herzhafter.

Und es ging. Sie kamen gerne auf den Hillmer-Hof. Hatte doch der Bauer auch einen Sohn draußen. So war er gleich den andern acht. Aus jedem Hause war einer fort von der Hoggasse, und drei schliefen schon in der Erde.

An den Abenden, an denen sie zusammenkamen, hatte der Bauer allerhand dicke Bücher und alte Papiere vor sich liegen. Er ging weise zu Werke. „Schau“, sagte er, „da steht aus dem Jahre 1634, daß die Kaiserlichen das ganze Städtlein brunten zerstörten, dem Pfarrer den Schwedentrunck mit heiligem Wasser gaben und sieben Dirnlein fortzuschleppen. Hat niemand wieder etwas von ihnen gehört. Dann da von 1673, daß der Nicol Leich in die Hauptstadt ging, drei Tage hin, drei her — und waren da Wälder und Wölfe — für einen Silbergroßchen. Müßen damals mit wenig aufreiden gewesen sein. Auf sechs Tage einen Großen. Ich meine, wir sind besser daran. Und hernach, als die Franzosen im Land waren.“

So in klug bedachter Weise an viele Abenden. Er erreichte, was er wollte. Die Leute verlernen das Klagen über die Zeit. Sie lernen sehen, wie reich unser deutsches Volk noch ist im größten Kriege, den die Welt je gesehen.

Aber noch haben sie die Herrlichkeit der Zeit nicht erfährt, ihre Größe und die Heiligkeit der Opfer. Drei Witwen weinen um ihre Männer, und wer weiß, ob nicht bereits wieder so eine leidenschwere Botschaft unterwegs ist.

Auch dem Kleinmut geht der Weise von der Hoggasse zuleide. „Wollig wir ist man heute im Kopfe“, sagt er, „es ist zu groß, man kann es nicht überleben und steht fremd davor. So muß man sich nach seiner Weise zurechtfinden. Wie ein Gebirge steht mir das vor den Augen. Kommt ihr drunten aus dem Tale heraus, so seht ihr den Wall, aber taum eine von seinen tausend Heimgelichteten, den Felsen, den Gründen, den Wässern, den Weibern. Wenn man darüber schweben könnte und von oben her sehen, dann würde man erkennen, wie wunderbar sich eines an das andere fügt, und daß nichts fehlen dürfte. Sie bauen auch ein Gebirge auf. Hoch und mächtig. Die Schlachten, das sind die Kruppen, die Gefechte, die Hügel, der Friede, der sieghaft, der zu höchst hinausragende Berg, die Wäfflein die Tränen, die stillen, schönen Weiler die Friedhöfe draußen. Aber sie bauen das Gebirge erst, das man die neue Zeit wird nennen müssen, und es wird viele, viele Jahre brauchen, bis wir hoch genug sind, seine Herrlichkeiten zu erkennen. Und in diesem Gebirge bauen sie ein Schloß, ein feines, hoch ragendes Schloß mit vielen Türmen und Ertern. Das wird man das neue Deutschland nennen. Jeder General, der sein Leben draußen lieh, ist ein hoher Turm daran, der Oberst ein Erker an Schloße, jeder Mann ein Stein oder eine Stufe, auf der wir hinaufsteigen in dem Schloße, um von da aus ein Land zu sehen, herrlich und reich, und der Friede steht darüber wie eine Sonne.“

Als der Weise so redet, da werden die Augen der Weinenden trocken und ein Glanz wachst darin auf. Wir bauen auch mit an dem Schloße, das sie das neue Deutschland nennen werden, wir armen Leute von der Hoggasse.

Stille ist es über dem Häuflein der Weiber und Männer, die im Hillmer-Hofe sitzen. Der Wind geht in tiefen Tönen um das Haus.

Da wird es Hillmers Enkel, der unter den Kindern sitzt, zu ernsthaft. „Großvater“, bittet er, „so erzähl' auch einmal etwas Gescheites!“ Ein herzliches, bescheidenes Lachen schießt auf. Der Alte wischt einen Tropfen aus dem Augewinkel. Er lächelt. „Recht hast, Bub, und jetzt erzähl' ich was Gescheites... Es war einmal ein wunderschönes kleines Mädchen, mit blauen Augen, blonden Ringellockchen und ein Paar flinken Füßchen. Weil es immer ein rotes Käpplein trug, nannten es die Leute Kottäppchen...“

Die Nacht geht über das Land, draußen brüllt der Krieg, und der Weise von der Hoggasse erzählt ein deutsches Märlein.

Herr Jbsen.

Von Wulf Mey.

Jrgendem großer Mann soll einmal am Ende seiner Tage in oerkauntem Kreise geäußert haben: „Wenn man es in der Welt zu etwas bringen will, muß man einen guten Magen haben. Nur mit geheimem Grufeln gedente ich der erlesenen Bankette, durch die man sich zu Ruhm und Ehre hindurchfüttern muß. Br.“

Der große Mann griff mit seiner scharfen Greisenhand nach dem blindenden Römer voll Rheingauer Weines: „Ja, das hier ist etwas anderes als das Gift von Champus. Hierinnen funktelt das Rheingold, und wer Augen hat, zu sehen, der sieht darin auch der Rheintöchter nedendens Spiel. Es ist halt ein Stüdtchen Herrgott und Heimat darin. Na, prost, meine Herrschaften! Daß ich das noch dar, danke ich meinem Magen.“

Der Leutnant v. J., allgemein „Päng“ genannt, weil er „Päng“ zu sagen pflegte zum Zeichen, daß er ausgesprochen habe, drückte sich leutnantsmäßig aus: „Ich vertrag' Vitriol.“ Dabei ging er mit seinem Magen sehr vorichtig um. Aber ich habe ihn doch einmal in farnenergebender Weise zechen sehen. Da wurde nämlich eines Tages ein neuer Stabsoffizier aus dem Ofen in sein Regiment versetzt, ein gewaltiger Verräger schwerer ostföthlicher Getränke. Doch „Päng“ stand seinen Mann. Er trant den Trunkfesten regelrecht unter den Tisch und fragte ihn am nächsten Morgen lächelnd, ob er etwa einen Kater habe. Der war erstaunt: „Haben Sie denn keinen?“

„Nein, Herr Major, ich vertrag' Vitriol!“

Lange Zeit hatte der Dienst uns auseinander geführt. In Frankreich lagen wir uns wieder. Wir hatten einen lästigen Hauerkampf in einem bald brennenden Dorfe gehabt. Der Rauch beiste die Augen und machte das Atmen schier unmöglich. Da kam ein Sanitätser und fragte mich, wo sie mit einem schwerverwundeten Offizier bleiben sollten, der auf einer Bahre lag. Es war Päng. Das Hospital stand abseits vom Feuer. Dort warteten deutsche Ärzte und französische Schwestern ihres Amtes. Ich ließ ihn hindringen. Man wollte ihn jedoch wegen vollständiger Ueberfüllung nicht aufnehmen. Ich versuchte, der Obern klarzumachen, daß es um den Schwerverwundeten gehen müsse, wenn er nicht sofort in die Hände eines Arztes käme. Sie erklärten hartnäckig, es sei unmöglich. Ich ließ hinaus, erbetelte mir bei einem Hauptmann eine Flasche Burgunder und bestach mit dieser das Herz der Schwester: „Wenn er Platz findet, bekommen Sie diese Flasche Mercury für französische Verdumdet!“

Das zog. Wenige Minuten darauf lag er in einem Bett, das durch Tod frei geworden war. Als der Stabsarzt ihn sah, rang er zunächst die Hände: „Ja, mein Gott, wo soll man denn da anfangen?“

Päng war buchstäblich überfüllt mit Schrapnellstücken und kleinen Sprengstücken. Nur Gesicht und Bauch waren unverletzt. Weich lag er da. Er hatte acht Stunden so in der Sonnenhitze gelegen. Im Nachbarbett lag ein Hauptmann, ein Hüne von Gestalt, dessen halbe Kompagnie von einer einzigen schweren Granate weggeschafft worden war, mit schwerem Bauchschuß. Der bekam einen Weintrampf. Ein französischer Soldat schrie nach seinem Schweserchen. Ein anderer schrie: „Sagt diesen Schurken in Paris, daß ich nicht sterben will. O meine Kinder!“

Die Schwestern gingen herum, um zu beruhigen und zu trösten. Der Stabsarzt überlegte immer noch und brummte etwas in den Bart. Es ist aber nicht die Gewohnheit deutscher Ärzte, lange in den Bart zu brummen, wenn es zu handeln gilt. So fragte er mich: „Kennen Sie ihn?“ Und als er bejahte: „Wissen Sie, ob er einen guten Magen hat?“ Mir war nicht ganz klar, was diese Frage mit den vielen Wunden unseres guten Päng zu tun hatte. „Sehen Sie, der Mann hat kaum noch einen Tropfen Blut im Leibe.“ Die Schulter ist zerschmettert. Und überall sind offene Wunden. Dazu ist er vollständig erschöpft. Daß er überhaupt noch lebt, ist ein Wunder. Wenn er nicht wieder zu Kräften kommt, nützt mir alles Verleiden nichts. Es handelt sich vor allen Dingen darum, ob er Nahrung annimmt oder nicht.

„Herr Stabsarzt, der verträgt Vitriol!“

Päng, der ein wenig zur Besinnung gekommen war, lächelte leicht. „Schwester! Holen Sie schnell etwas Kognat und etwas Fleischbrühe mit Ei! Wenn er die nicht wieder von sich gibt, ist er gerettet. Aber schnell. Vite, vite!“

„Nix comprends!“
„Uff! Cognac und Bouillon mit oeuf mitemtang. Immer noch nix comprends?“
„Si, si, Monsieur!“

Der Kognat brachte Päng ganz zur Besinnung. Einen Augenblick schloß er auf, weil er nun Schmerzen fühlte. Dann gab man ihm teufelweise die Fleischbrühe ein. Einmal schien es, als sollte es nicht glücken. Kengftlich beugte sich der Stabsarzt über ihn. Doch es gelang. Päng hauchte noch, als er fertig war, lächelnd: Ich vertrag' —

Darüber sank sein Kopf zurück in die Kissen, und kein Stöhnen und Aufschreien der anderen vermochte ihn aus dem stillen, ruhigen Schlafe der Genesung zu wecken. Die Oberschwester murmelte ein Dankgebet. Der Stabsarzt brummte befriedigt und ging zum nächsten Bett. Ein französisches Schrapnell riß die Fenster-Flamme vom Dache. Ziegel stürzten. In den Betten schrie alles auf in seiner Hilflosigkeit. Besorgt sah der Stabsarzt auf Päng. Der schlief ruhig weiter, ein Lächeln im Gesicht.

„Der wird wieder! Mordsker!“ brummte der Stabsarzt.

Ich weiß nicht, ob er noch lebt. Einmal hörte ich, er sei irgendwo oben in Flandern an „Herrn Wilsons Friedensgebeten“, wie unsere Leute an der Front die amerikanischen Giftgasgranaten nennen, erstickt.

Unter Freundinnen

„Meine liebe Frau Wotherby, ich fürchtete schon, daß Sie nicht mehr kommen würden; aber ich weiß, wie schwer es ist, von Hause wegzugehen, wenn man die ganze Arbeit ohne Mädchen besorgen muß.“
„Gewiß, aber ich wollte um meinen Preis veräumen, mir Ihre Tafel anzusehen; ich muß doch sehen, wie sich mein Silber auf Ihrem Tisch einnimmt.“

Er hat gut reden.

Ein junger Reporter war von dem Lokalredakteur beauftragt worden, einen prominenten Politiker zu interviewen, der als ein ebenso hitziger, wie roher Patron bekannt war. Nach einer Stunde rief der Reporter seinen Vorgesetzten telephonisch an.
„Geben Sie das Interview?“ fragte der Lokalredakteur.

„Nein — er verweigerte jede Auskunft. Er packte mich beim Kragen, versetzte mir einen Fußtritt und warf mich die Treppe hinunter.“

„So?! Gehen Sie sofort noch einmal zu ihm und sagen Sie dem alten Prachhans, daß ich mich nicht von ihm einschüchtern lasse!“

Heimgelaudet.

In eine kleine Bauernwirtschaft kommt ein Mann mit einem Hunde und der Zländer fragte den Neuankunftling, welcher Rasse der Hund sei. Der Eigentümer blickte den Zren hämisch von Kopf bis zu den Füßen an und antwortete dann hochmütig: „Eine Kreuzung zwischen einem Affen und einem Zländer.“

„Ah“, sagte der Zre überzessert, „schau, schau, da sind wir ja beide mit dem Tier verwandt!“

— Logische Folge. A.: „Du, sag' mal, was macht denn eigentlich die Käthi von damals?“ B.: „Na, weißt du, die hab' ich im Magen!“

A.: „Gm, gleich gedacht, weil du sie ja damals vor Liebe immer auf-fressen wolltest!“

— Kuppfchererei. „Donnerwetter, ich glaubte mir die schöne Nelly schon so ziemlich sicher, und nun pfuscht mir dieser fabe Gead dajwischen und schneidet ihr auch die Kur!“ „Na, so belangen Sie ihn doch wegen Kurpfuscherei!“

— Boshafte Frage. A.: „Sie trinken ja seit einiger Zeit gar kein Bier mehr?“ B. (dessen Frau Kerstin ist): „Meine Frau hat es mir verboten.“ A.: „Als Frau oder als Kerstin?“